

1

Der Sinn und das Wesen der Dankbarkeit

1.1 Die Notwendigkeit der Dankbarkeit

Dankbarkeit ist die vielleicht stärkste und wichtigste Kraft des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Wenn die Dankbarkeit viel Raum in unserem Miteinander hat, lässt sich daran wie an einem Barometer die gesellschaftliche „Großwetterlage“ erkennen. Viel erkennbare Dankbarkeit lässt auf moralischen Hochdruck schließen, wobei man in diesem Fall den „Druck“ einmal ganz positiv verstehen kann, im Sinne gemeinsam wahrgenommener Verpflichtung und Verantwortung. Bei Hochdruck scheint bekanntlich die Sonne. Das ist ein angenehmer, freundlicher Druck, der nicht etwa Dankbarkeit *fordert*, sondern durch die Dankbarkeit selbst entsteht. Es ist kontraproduktiv für

Beziehungen, auf Dankbarkeit verpflichtet zu werden, wer aber aus freien Stücken dankbar ist, *weiß* sich der *Gemeinschaft* verpflichtet. Dankbarkeit ist somit, wie die Emotionsforscherin Barbara Fredrickson, Psychologieprofessorin an der University of North Carolina, zusammenfasst, sowohl ein moralisches Barometer als auch ein moralischer Motivator (Fredrickson, 2004). Daraus geht noch ein weiterer gemeinschaftsbildender Faktor der Dankbarkeit hervor: Sie ist nach Fredrickson auch ein moralischer Verstärker, eine starke Kraft der Ermutigung zu einem Umgang gekennzeichnet durch gegenseitige Wertschätzung und Achtsamkeit. Kurz: Der moralische Hochdruck eines Klimas der Dankbarkeit tut uns einfach so gut wie ein warmer, sonniger Frühling nach nasskaltem Winter. Die moralische Großwetterlage der Profit- und Leistungsgesellschaft unserer Tage sieht eher nach Winter aus. „Der Wert des Dankens hat heute keine Konjunktur mehr“, findet ZDF-Moderator Peter Hahne. „Vor einer eiskalten Ego-Gesellschaft, die Dank nicht mehr kennt, kann man nur Angst haben“ (Hahne, 2005, S. 100).

„Sind wir nicht wirklich chronisch unterernährt in Sachen Dank?“ fragt der Paartherapeut und Publizist Hartwig Hansen. Er sieht einen Grund dafür im vorherrschenden hektischen Lebensstil, wo „all das an ‘höflichen Konversationsformeln’, was nicht unbedingt überlebensnotwendig scheint (oder Geld einbringt), ausstirbt. Während man ‘damals’ (im antiken Briefschreibalter) seine Mitteilungen noch regelmäßig mit ‘Vielen Dank für Ihren Brief vom 3. Juli’ begann, heißt es heute in den kryptischen E-Mails: ‘Geht in Ordnung. MfG.’“ Aber nein, findet Hansen, so ist es gerade *nicht* in Ordnung. „Bei mir

bleibt nämlich das Gefühl hängen: Wieder um den verdienten Lohn gebracht, wieder 'in die Beziehung investiert' und schnöde abgefertigt worden, wieder wurden meine Gedanken und Bemühungen für selbstverständlich genommen.“ Dann entsteht der starke Impuls, auch selbst auf dankbare Rückmeldungen zu verzichten. Aber Resignation kann nicht die Lösung sein. „Denn es bleibt dabei: Ich möchte wahrgenommen werden, ja, ich möchte auch belohnt werden für das, was ich mache. Es würde mich wundern, wenn das bei anderen Menschen anders wäre. Und 'Danke' ist die kleinste und gleichzeitig gewichtigste Einheit des Lohns“ (Hansen, 2008, S. 75 f.).

Wenn die Dankbarkeit verloren geht, schwindet auch die Wertschätzung, das heißt der Sinn für das, was Wert hat, allem voran die Menschenwürde. „Wer sich für geringe Wohltaten erkenntlich zeigt, bekundet, daß er die Gesinnung der Menschen höher schätzt als ihren äußeren Plunder“, gab der britische Philosoph und Politiker Francis Bacon (1561–1626) in seinen berühmten „Essays“ zu bedenken (Bacon, 1986, S. 42), und Robert Emmons, führender Dankbarkeitsforscher und Psychologieprofessor an der University of California (Emmons & McCullough, 2004; Emmons, 2008), stellt fest: „Durch Dankbarkeit zeigen wir unseren Respekt anderen gegenüber, indem wir ihre guten Absichten anerkennen“ (ebd., S. 19).

Wertschätzung spielt in unserer Gesellschaft eine große Rolle, aber ganz überwiegend unter *ökonomischem* Aspekt: Man ist zufrieden, aber nicht unbedingt dankbar, wenn man eine Ware oder Dienstleistung erhalten hat, die das Geld wert war, das man dafür ausgegeben hat. Warum sollte man sich dafür auch noch bedanken? Man hat es

doch gekauft! Dankbarkeit ist die empathische Wahrnehmung für die freundliche Haltung, den guten Willen, das ehrliche Bemühen und die tatsächlichen Kompetenzen des Gebers, auch dort, wo sein Produkt Anlass zu einer Beanstandung gibt. Dankbarkeit ist also nicht identisch mit Wertschätzung, aber eine ganz wesentliche Teilmenge davon. Wenn die Dankbarkeit herausgenommen wird, bleibt von der Wertschätzung kümmerlich wenig übrig. Ein warmes Klima der Wertschätzung braucht als treibende Kraft die Dankbarkeit.

„Undankbarkeit ist schlimmer als Diebstahl“, heißt es im Talmud (zit. in Emmons, 2008, S. 123), und Seneca (1–65), einer der bedeutendsten stoischen Weisheitslehrer, sehr gut verdienender und hoch angesehener Führungskräftecoach am kaiserlichen Hof in Rom, nahm sich vor: „Ich will mir in meinem Leben bewußt bleiben, daß ich für andere zu leben habe, und will der Natur dafür dankbar sein. [...] Mich, den einen, hat sie allen geschenkt; mir, dem einen, schenkte sie alle. [...] Allen Besitz will ich ansehen als ein gütiges Geschenk“ (Seneca, 1996, S. 85). Er war der Ansicht, dass „kein anderes Laster das harmonische Zusammenleben der menschlichen Rasse so sehr gefährdet wie die Undankbarkeit“ (zit. in Emmons, 2008, S. 144). Seneca wusste sehr gut, wovon er sprach, denn man hatte ihn zum Erzieher des Prinzen Nero bestellt. Der dankte es ihm nicht. In seinem krankhaft narzisstischen Wahn zwang er schließlich seinen eigenen Pädagogen zum Suizid. Er konnte kein kritisches Gegenüber vertragen.

Die Emotionsforschung der letzten Jahre bestätigt, wie wichtig die Dankbarkeit für ein gelingendes Zusammenleben ist. Dankbarkeit, fasst Fredrickson zusammen, „baut

eine Reihe persönlicher und sozialer Ressourcen auf. Sie bildet und stärkt Freundschaften und andere soziale Bindungen, sie bildet und stärkt die bürgerliche Gesellschaft und sie bildet und stärkt die Spiritualität.“ Das alles seien „nachhaltige Ressourcen in dem Sinn, dass sie als Reserven dienen, auf die in Zeiten der Not zurückgegriffen werden kann“ (Fredrickson, 2004, S. 145, Übersetzung d. Verf.) Wohlstandsphasen liefern am meisten Grund zur Dankbarkeit und eignen sich darum am besten dafür, die Reserven aufzufüllen, um auch in Dürrezeiten ein warmes Klima des Miteinanders aufrechterhalten zu können. Wie ist es aber, wenn gerade in den besten Wohlstandszeiten die Dankbarkeit *verloren* geht? Was wird dann geschehen, wenn wirklich Verzicht gefordert ist – beim Einzelnen wie in der ganzen Gesellschaft? Das ist eine bange Frage. Es gibt zu viele Anzeichen dafür, dass global tatsächlich der eiskalte Egoismus weiter auf dem Vormarsch ist. Wir brauchen eine sehr starke Gegenbewegung, die unsere Gesellschaft erwärmt und belebt wie der Golfstrom den Atlantik. Wir brauchen eine große Bewegung der Dankbarkeit.

Die hohe Bedeutung der Dankbarkeit für das Miteinander wurde in allen großen Religionen und Kulturen erkannt. Darum ist es gut verständlich, dass dort auch überall die *Verpflichtung* zur Dankbarkeit eine große Rolle spielt. Aber da den Mächtigen sehr oft an der Dankbarkeit ihrer Untertanen sehr gelegen ist, um es selbst bequem zu haben, und da sie deren Dankbarkeit nicht selten um jeden Preis zu erzwingen suchen, erzeugen Dankbarkeitsverordnungen von oben herab viel mehr moralischen Tiefdruck und Tiefstand als ein angenehmes Klima. Ganz

andere wirken Mächtige, die sich selbst der Dankbarkeit verpflichten und, moralisch dadurch motiviert, alles dafür tun, dass möglichst viele andere ein Leben führen können, das es auch ihnen so leicht wie möglich macht, froh und dankbar zu sein. Solche Differenzierungen sind notwendig, wenn wir uns darum bemühen, den Sinn der Dankbarkeit herauszuarbeiten und für die Lebenspraxis anwendbar zu machen. Recht verstanden kann Dankbarkeit der größte Segen sein, falsch verstanden und missbraucht wird sie zum zynischen Machtinstrument (Komter, 2004).

1.2 Dankbarkeit ist weiblich

Die Ideengeschichte der Dankbarkeit ist ähnlich ambivalent wie die der Frau. Einerseits wurde beider großes Lob gesungen, andererseits galten beide als minderwertig und verachtenswert. Für die Römer war die Dankbarkeit heilige Pflicht. Dankbar hatte man zu sein, wenn man die gönnerhafte Gunst eines andern erfahren hatte. Wer darauf mit Undank antwortete, verwirkte sein Daseinsrecht. Darum wurde die Dankbarkeit zwar als große Tugend gepriesen, aber jeder wünschte sich, so wenig wie möglich davon zu benötigen. Je mehr Dank man einem Menschen schuldete, desto abhängiger wurde man von ihm. Man sah den Dank als moralische Währung an: Dem Maß geschenkter Gunst entsprechend hatte der Empfänger dem Geber Dank zu *erstatten*. Wer ein Geschenk erhielt, war in der Pflicht, Gleichwertiges zurückzuschicken, wer dazu nicht in der Lage war, schuldete dem Gönner

Unterwürfigkeit. Die gesellschaftlichen Machtspiele waren darauf ausgerichtet, andere in die Zwangslage der Dankbarkeitspflicht zu bringen, um sie sich gefügig zu machen, und dabei selbst solche Abhängigkeiten möglichst zu vermeiden. Ein Meister dieser Taktik war Julius Cäsar (100–44 v. Chr.). Wenn er scheinbar großmütig die Besiegten begnadigte, verpflichtete er sie in Wirklichkeit dadurch moralisch zu bedingungsloser Ergebenheit. Muckten sie auf, konnte er sie „guten Gewissens“ vernichten (Sørensen, 1995).

Seit jeher und bis heute wird die Dankbarkeit von den Mächtigen als hoch wirksames Herrschaftsinstrument missbraucht. So groß die anerkannte Bedeutung der Dankbarkeit darum überall und zu allen Zeiten einerseits war, so wenig wurde sie als allgemein begehrenswerte Tugend von denen auf den Sockel gestellt, die das Sagen hatten. Der Philosoph Robert C. Solomon (1942–2007) meint sogar, sie sei nicht nur eine der am meisten vernachlässigten *Emotionen*, sondern auch eine der am stärksten unterschätzten *Tugenden* (Solomon, 2004). Dazu passt, dass man das Wesen der Dankbarkeit eher mit weiblichen Eigenschaften in Verbindung bringt. Meister Eckhart (1260–1328) hat den Zusammenhang folgendermaßen beschrieben:

„Weib ist das edelste Wort, das man von der Seele sagen kann. Es ist noch edler denn Jungfrau. Daß der Mensch Gott in sich empfängt, das ist gut; und in dieser Empfängnis ist er Magd. Daß aber Gott fruchtbar in ihm werde, das ist besser. Denn Fruchtbarkeit ist Dankbarkeit für die Gabe; und in der wiedergebärenden Dankbarkeit ist die Seele ein Weib“ (Meister Eckhart, 1981, S. 66).

Der große Theologe und Mystiker sieht also erstens den besonderen Adel der menschlichen Seele in der Dankbarkeit, zweitens liegt seiner Sicht nach das Wesen der Dankbarkeit vor allem in einem fruchtbaren Empfangen und drittens geht daraus logisch hervor, dass es sich dabei um etwas *Weibliches* handelt, weil überall in der Natur fruchtbares Empfangen eine Haupteigenschaft des Weiblichen ist.

In den stark männlich dominierten Kulturen der Vergangenheit, die unsere Gesellschaft geprägt haben, wurden weibliche Tugenden zwar allenthalben gefordert, vor allem natürlich durch die herrschenden Männer von den Frauen und den anderen Untergebenen, aber zugleich wurde ihnen nicht besonders viel öffentliche Aufmerksamkeit gewidmet. Zu den viel gepriesenen und in der abendländischen Ethik hoch wirksamen vier „Kardinaltugenden“, die Platon (427–347 v. Chr.) zuerst zusammengestellt und erläutert hat, gehört die Dankbarkeit nicht. Das Paradeferd der Tugenden in der griechischen Antike war die *Andreia*, was sowohl mit „Männlichkeit“ als auch mit „Tapferkeit“ zu übersetzen ist. Die Römer sahen in der als Tapferkeit definierten Männlichkeit die Tugend schlechthin, woraus sie schlossen, dass kein Unterschied zwischen Männlichkeit und Tugend zu machen sei (Jaeger, 1959). „Mann“ heißt auf Lateinisch „Vir“ – „Vir-tus“ ist sowohl die „Mannhaftigkeit“ als auch die Tugend. Platon identifizierte die Weiblichkeit mit Weichlichkeit und Feigheit und die Römer gebrauchten für „weiblich“ und „weichlich“ dasselbe Wort: *effeminatus*.

„Geradezu in allem ist das männliche Geschlecht dem weiblichen überlegen“, glaubte Platon, und das sei auch

„naturgemäß“ (Platon, 1973, S. 155 f.). Ein Mann, der nicht tugendhaft lebe, müsse leider damit rechnen, als Frau wiedergeboren zu werden (Platon, 1940). Platons Schüler Aristoteles (384–322 v. Chr.) meinte, es sei ganz selbstverständlich, dass die Frau sich dem Mann unterzuordnen habe, denn es ist „von Natur so, daß das eine besser, das andere geringer ist, und das eine regiert, das andere regiert wird“ (Aristoteles, 2009, S. 53). Das empirische Problem, dass ja offenbar auch Frauen tapfer sein können, löste er, indem er behauptete, dass es sich bei Mann und Frau um verschiedene Formen der Tapferkeit handle: „die eine ist Tapferkeit zum Regieren, die andere zum Dienen, und ähnlich verhält es sich mit den sonstigen Tugenden“ (ebd., S. 73). Dass die dienende Tapferkeit für das Sozialgefüge hohe Bedeutung hat, stand für Aristoteles außer Zweifel, aber ebenso unzweifelhaft war für ihn ihre Minderwertigkeit, „denn ein Mann würde noch als feig erscheinen, wenn er nur so tapfer wäre wie ein tapferes Weib“ (ebd., S. 136).

Der Emotionsforscher Richard Lazarus (1922–2002) ordnet die Dankbarkeit den *empathischen Emotionen* zu (Lazarus, 1999). Das männliche Tapferkeitsideal der Antike, dessen dominierendes Thema die heldenhafte Furchtlosigkeit vor dem Tod im Krieg war, ist aber kaum mit empathischen Empfindungen vereinbar, da diese Form der Tapferkeit nicht ohne sehr viel *Aggression* auskommen kann. Aggression verhält sich jedoch zu Empathie wie Feuer zu Wasser.

Für Aristoteles ist Dankbarkeit zwar eine ethische Pflicht, aber die Demut des dankbaren Empfängens besitzt seiner Ansicht nach einen nach geringeren Wert als die

Großmut des Gebens. So wie der Künstler das Werk seiner Hände mehr lieben würde als dieses ihn, wenn es lebendig wäre, sei auch damit zu rechnen, dass der Geber den Beschenkten mehr liebt als dieser ihn (Aristoteles, 1969). Wie Aristoteles die Geschlechter beidem zuordnet, liegt auf der Hand.

Bereits im Griechischen und mehr noch im Lateinischen hat das allgemeine Sprachbewusstsein aber die chauvinistische Einseitigkeit des Verständnisses von Dankbarkeit *nicht* aufgenommen. Das Griechische *charis* kann mit „Liebreiz“, „Gunst“, „Gnade“ und „Anmut“ übersetzt werden, davon abgeleitet ist *eucharistia*, was „Dankagung“ bedeutet. Eng verwandt mit *charis* ist *chara*, die Freude. In der griechischen Mythologie gab es die drei *Chariten* als symbolische weibliche Verkörperungen von Anmut und Freude; die Römer machten daraus die drei *Grazien*. Das lateinische *gratia* hat ein weites Bedeutungsspektrum von „Gnade“, „Gunst“ über „Liebenswürdigkeit“, „Liebreiz“ und „Anmut“ bis zu „Ansehen“, „Freundschaft“ und „Entgegenkommen“ und nicht zuletzt „Dank“ und „Dankbarkeit“. Ein Adjektiv zu *gratia* ist *gratis* – das müssen wir nicht übersetzen. Dankbarkeit ist dem Bedeutungsfeld nach, dem das Wort im Griechischen und Lateinischen entstammt, also eine anmutige, beschwingte, liebenswürdige Zuwendung ohne Berechnung, die von Freude bestimmt ist und Freude macht. „Alle diese Begriffe“, schreibt Emmons, „haben zu tun mit Freundlichkeit, Großzügigkeit, Geschenken und damit, wie schön es ist, zu geben und zu empfangen, ohne dass eine Gegenleistung erwartet wird. Dankbarkeit tut gut. Und sie wirkt motivierend. Wenn wir Dankbarkeit empfinden,

haben wir das Bedürfnis, die Güte, die uns zuteil wurde, an andere weiterzugeben“ (Emmons, 2008, S. 11).

Schon Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.), Jurist und Politiker, Philosoph und wie Aristoteles einer der wichtigsten Ethiker der Antike, fand, dass es „zwei Arten von Schönheit gibt, deren einer die Lieblichkeit, der anderen die Würde zugehört“. Man müsste „die Lieblichkeit der Frau, die Würde dem Manne für zukommend erachten“ (Cicero, 1984, S. 113). Schönheit hat in der Antike nicht nur eine *ästhetische*, sondern auch eine *ethische* Qualität: Schön kann demnach nur etwas sein, das auch wahr und gut ist. Tugend ist ethische Schönheit. Cicero unterscheidet also bereits weibliche und männliche Tugend anders als Platon und Aristoteles, die nur in Abstufungen dachten: Tugend ist männlich und das „Weib“ hat, wie das Kind und der Sklave, auch mehr oder weniger Teil daran, weil es ja doch auch ein menschliches Wesen ist, wenn auch ein minderwertiges. Auch Cicero stellt noch nicht weibliche und männliche Tugend gleichwertig nebeneinander. Fraglos ist für ihn die „männliche Würde“ das Wertvollere. Aber dass er der weiblichen Tugend eine eigene und echte Qualität einräumt, ist ein ziemlich bedeutender Fortschritt. Stattliche 1.800 Jahre danach unterschied Immanuel Kant (1724–1804), der wohl bedeutendste Philosoph der Neuzeit, genau wie schon Cicero, nur mit etwas anderen Worten: „Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend. Die des männlichen Geschlechts soll eine edele Tugend sein“ (Kant, 1977, S. 854). Zwar hatte das Wort „Frauenzimmer“ damals noch keinen negativen Beiklang, aber dennoch besitzt auch noch für Kant die „edele Tugend“

den Vorrang. „Das schöne Geschlecht hat eben so wohl Verstand als das männliche, nur es ist ein schöner Verstand, der unsrige soll ein tiefer Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet“ (ebd., S. 851). Wenn der „tiefe Verstand“ die „edele Tugend“ kennzeichnet und der „schöne Verstand“ die „schöne Tugend“, dann folgt für den messerscharf denkenden Logiker Kant natürlich daraus, dass Letztere nicht so edel sind, und was nicht so edel ist, das ist nun einmal etwas weniger wert. Dennoch fehlt jetzt nicht mehr viel zur Gleichwertigkeit, denn Kant zieht einen bemerkenswerten Schluss für die Ehe aus dieser Unterscheidung: „In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frauen belebt und regiert wird“ (ebd., S. 867). Das heißt immerhin, dass Kant den „Verstand des Mannes“ ohne die Ergänzung des „Geschmacks der Frau“ in mancher Hinsicht einigermassen unverständlich, vielleicht auch unverständlich und verständnislos fand. Zum Beispiel könnte ihm der Sinn dafür abgehen, was Dankbarkeit ihrem Wesen nach bedeutet. Dankbarkeit ist eine *schöne* Tugend!

Kant fehlt also nur noch der letzte Schritt zu einem Modell wirklicher Gleichwertigkeit der „männlichen“ und „weiblichen“ Tugenden. Den vollzog sein jüngerer Zeitgenosse Friedrich Schiller (1759–1805), der Kant sehr verehrte, aber auch erkannte, dass Kants großes philosophisches System genau hier, in der Unterbewertung der „schönen Tugend“ des „schönen Verstandes“ gegenüber der „edlen Tugend“ und dem „tiefen Verstand“, einen echten Schwachpunkt aufwies, der zur Folge hatte, dass

Kants philosophische *Ethik* zu großen Teilen (gar) nicht schön ist: ohne Grazie, ziemlich gnadenlos, mit viel Verstand und wenig Gefühl, sehr „männlich“ vor allem auf der Pflicht bestehend, rigide fordernd ohne Rücksicht auf das Herz. Auch die Dankbarkeit ist darin vor allem eine „heilige Pflicht“. Dafür, dass Kant das so deutlich betont hat, können wir zwar wirklich dankbar sein, denn heilige Pflicht ist die Dankbarkeit tatsächlich für jeden, der erkennt, dass sie für die menschliche Gemeinschaft unverzichtbar ist. Aber mehr noch als Pflicht ist sie uns *Geschenk*. Für nichts können wir Menschen so dankbar sein wie dafür, dankbar sein zu können, denn die Dankbarkeit ist der Generalschlüssel zur Freiheit.

„Alles, was man gewöhnlich *Härte* nennt, ist nichts anders als das Gegenteil des *Freien*“, schreibt Schiller. Dankbarkeit als harte Pflicht ist ein freudloser Zwang. „Diese Härte“, fährt Schiller fort, „ist es, was oft der Verstandesgröße, oft selbst der moralischen ihren *ästhetischen* Wert benimmt.“ Kurz gesagt: Es mag erhaben wirken, aber *schön* ist es nicht. Und weiter: „Der gute Ton verzeiht auch dem glänzendsten Verdienst diese *Brutalität* nicht, und liebenswürdig wird die Tugend selbst nur durch Schönheit“ (Schiller, 2003a, S. 55). Dankbarkeit ist weniger eine Frage der „heiligen Pflicht“ als vielmehr eine Frage des guten Tons! Ferner ist Dankbarkeit ein Hauptelement der Liebenswürdigkeit, ohne die sie kaum denkbar ist. Sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, dass erst die Dankbarkeit die Tugend überhaupt liebenswürdig macht? Kant behauptete, das Gefühl der Dankbarkeit sei nicht Liebe, sondern Achtung. Aber „bloße Achtung demütigt den, der sie empfindet“, hielt Schiller entgegen. Sie ruft weder „Gunst“ noch

„Neigung“ hervor. Schiller zieht den bemerkenswerten Schluss, dass darum das Weibliche „so oft mehr als das Männliche gefällt; denn der weibliche Charakter, auch der vollkommenste, kann nie anders als aus Neigung handeln“ (ebd., S. 55). Schiller sieht das nicht als Mangel des Weiblichen, sondern als Stärke: Er selbst ist es, dem darum das Weibliche „so oft mehr als das Männliche gefällt“. An diesem Punkt stellt er sich in deutlichen Gegensatz zu Kant, der das Handeln aus Neigung als Grundprinzip der Ethik für verwerflich hielt. Schiller hat aber keineswegs die „männliche Tugend“ geringer geschätzt als die „weibliche“. Weibliche Anmut und männliche Würde sind seiner Ansicht nach die komplementären Bestandteile des wahrhaftig Guten und Schönen, der Ethik und der Ästhetik. Das hat er meisterhaft in seiner Schrift „Über Anmut und Würde“ entfaltet (Schiller, 2003b). „So wie die Anmut der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist Würde der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung“ (ebd., S. 113). Schiller verachtet die „männliche Tugend“ nicht, aber die Waage neigt sich bei ihm, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der jahrtausendealten Abwertung des Weiblichen, nach der anderen Seite. Er sieht den Vorzug der „schönen Seele“ so deutlich wie den Mangel „einer erhabenen Gesinnung“ ohne Gespür für das Schöne, nämlich das Angemessene, den Takt, das Herz, das Mitgefühl, die schlichte Freude – ohne Grazie, ohne Anmut. „Anmut wird also der Ausdruck der weiblichen Tugend sein, der sehr oft der männlichen fehlen dürfte“ (ebd., S. 113). Dort, im Reich der Anmut, ist die Dankbarkeit zu Hause.

Es war nicht gerade anmutig, was die erhabene Männerherrschaft in den zwei Jahrhunderten danach der

Menschlichkeit angetan hat. Kein Wunder, dass die verzerrte Form der Dankbarkeit als reine Pflicht aus schuldigem Respekt dabei den Nimbus der Glaubwürdigkeit verloren hat und dass ihr wahres, weibliches Wesen zugleich immer noch wenig öffentliches Interesse erlangte. Die Dominanz des männlichen Tapferkeitsideals kriegerischer Unerschrockenheit, die Minderwertigkeit der Frau in Verbindung mit der Minderwertigkeit des Empfangens im Unterschied zum Geben und der moralische Aspekt der Verpflichtung zum Dank für den, der die Gunst eines Gönners empfängt, haben anscheinend miteinander ein Grundschema gebildet, das die Ethik noch im 20. Jahrhundert schrecklich stark dominierte. Man(n) möchte natürlich bei solchen Voraussetzungen lieber zu den Gönnern und Gebern gehören als demütig zu empfangen. Man(n) möchte es lieber nicht nötig haben, Dank erstatten zu müssen. Umschlossen von der Dornenhecke dieses chauvinistischen Schemas befand sich die Dankbarkeit in ihrer weiblichen Grundgestalt darum bis zur Jahrtausendwende im Dornröschenschlaf.

In der Psychologie hat man sich lange Zeit vor allem mit den Folgen beschäftigt, die aus falsch verstandener Dankbarkeit und aus der Undankbarkeit entstehen, ohne dabei überhaupt von der Dankbarkeit zu reden. Die Fokussierung des Gestörten und Kranken war und ist zweifellos sehr wichtig. Dabei ist aber die Untersuchung der positiven Aspekte der Dankbarkeit viel zu kurz gekommen. Diese Aspekte werden tatsächlich erst seit ungefähr 15 Jahren empirisch erforscht. Das neue wissenschaftliche Interesse daran ist Teil einer hoffnungsvollen neuen Strömung in der Psychologie der letzten Jahrzehnte.

Immer mehr Theoretiker und Praktiker haben begonnen, sich vorrangig mit der Frage auseinanderzusetzen, worin die Voraussetzungen für ein gut gelingendes Leben bestehen, im Unterschied zur bisher dominierenden Fragestellung, wie *Störungen* entstehen und behandelt werden können. Damit geht auch ein neues Interesse an der Bedeutung von Spiritualität und Religion für gelingendes Leben einher, wie auch eine Rückbesinnung auf die Weisheitslehren, die uns aus den alten Kulturen überliefert sind. Vereinheitlicht wird diese Strömung heute oft als „Positive Psychologie“ bezeichnet. Die „Positive Psychologie“ ist der Prinz, der die Dankbarkeit aus ihrem langen Dornröschenschlaf geweckt hat.

Dass die psychologische Bedeutung der weiblichen Tugend „Dankbarkeit“ gerade in Nordamerika erschlossen wurde, liegt vielleicht nicht nur daran, dass dort schon seit Langem die empirische psychologische Forschung stärker vorangetrieben wird als anderswo. Die nordamerikanische Gesellschaft mag es auch besonders nötig haben. Interkulturelle Studien brachten hervor, dass US-Amerikaner Dankbarkeit im Vergleich zu anderen Nationen nicht besonders wünschenswert finden. „Besonders amerikanische Männer neigten dazu, die Erfahrung der Dankbarkeit als unangenehm zu bewerten“, berichtet Emmons. „Manche betrachteten Dankbarkeit sogar als demütigendes Gefühl“ (Emmons, 2008, S. 127). Das Kapitel, in dem Emmons diese Studie erwähnt, trägt die Überschrift „Die Unfähigkeit, Abhängigkeit zu akzeptieren“. Man mag das als kollektiven Narzissmus in einer chauvinistischen Erfolgsgesellschaft bezeichnen. In den letzten Jahren hat diese Haltung in den USA erstaunlich starken neuen Auftrieb

erhalten. Donald Trumps nationalistischer Wahlslogan „Make America great again“ steht dort für einen neuen Kult der Arroganz: Die Welt hat sich uns zu verdanken, während wir der Welt nichts zu verdanken haben, dafür aber umso mehr Anspruch, dass sie uns dient und folgt. Wir sind die einzig rechtmäßigen Retter und Herrscher der Welt.

Es ist allseits bekannt und anscheinend zunehmend auch wissenschaftlich belegt, dass sich Männer überhaupt schwerer tun, Gefühle wahrzunehmen und zu äußern. Das ist besonders auch bei positiven Gefühlen wie der Dankbarkeit der Fall. Die „männliche“ Scheinlösung des Problems macht aus der Not eine Tugend: Die Dankbarkeit ist weiblich und weichlich, genau wie die Barmherzigkeit. Ein Mann ist, wer auf beides weitgehend verzichten kann. Etwas davon muss sein, vor allem wenn man sich wie so viele dieser Chauvinisten als Hauptvertreter des wahren christlichen Glaubens versteht – aber bitte nicht zu viel. Regulierung des Reichtums um der sozialen Gerechtigkeit willen, Chancengleichheit, Integration und Unterstützung benachteiligter Bevölkerungsgruppen, Offenheit für Migranten, Respekt vor Andersgläubigen, Eindämmung des exhibitionistischen Prahlers der Machos, deren Potenz in ihren Waffen zu liegen scheint, all solche Attitüden werden den verweiblichten Verweichlichten zugeschrieben. Dass dieser phallische Kult zugleich rücksichtslos machtbesessen, sexistisch, religiös intolerant und militant homophobisch ist, darf nicht anders erwartet werden, wie auch sein undankbares und unverantwortliches Sägen am Ast der Demokratie, auf dem er selber sitzt, und seine unverhohlene Sympathie mit den „illiberal“ demokratischen chauvinistischen Systemen anderer Provenienz.



<http://www.springer.com/978-3-662-54926-1>

Dankbarkeit

Grundprinzip der Menschlichkeit – Kraftquelle für ein
gesundes Leben

Willberg, H.-A.

2018, XV, 162 S. 5 Abb. Book + eBook., Softcover

ISBN: 978-3-662-54926-1